

Jeremy Dronfield

FRITZ UND KURT

Zwei Brüder überleben den Holocaust

Eine wahre Geschichte

Jeremy Dronfield



Zwei Brüder überleben den Holocaust

Eine wahre Geschichte

Zeichnungen von David Ziggy Greene

*Aus dem Englischen
von Birgit Franz*



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch Januar 2024
© 2024 für die deutschsprachige Ausgabe
cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel

»Fritz and Kurt« bei Puffin Books,
Penguin Random House UK, London
Text © Jeremy Dronfield, 2023

Illustrationen © David Ziggy Greene, 2023

Übersetzung: Birgit Franz

Lektorat: Eva Spessa

Umschlaggestaltung: Suse Kopp

Umschlagillustration: David Ziggy Greene

ck · Herstellung: AJ

Satz und Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-31569-9

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Dieses Buch ist der Erinnerung an

Gustav,

Tini,

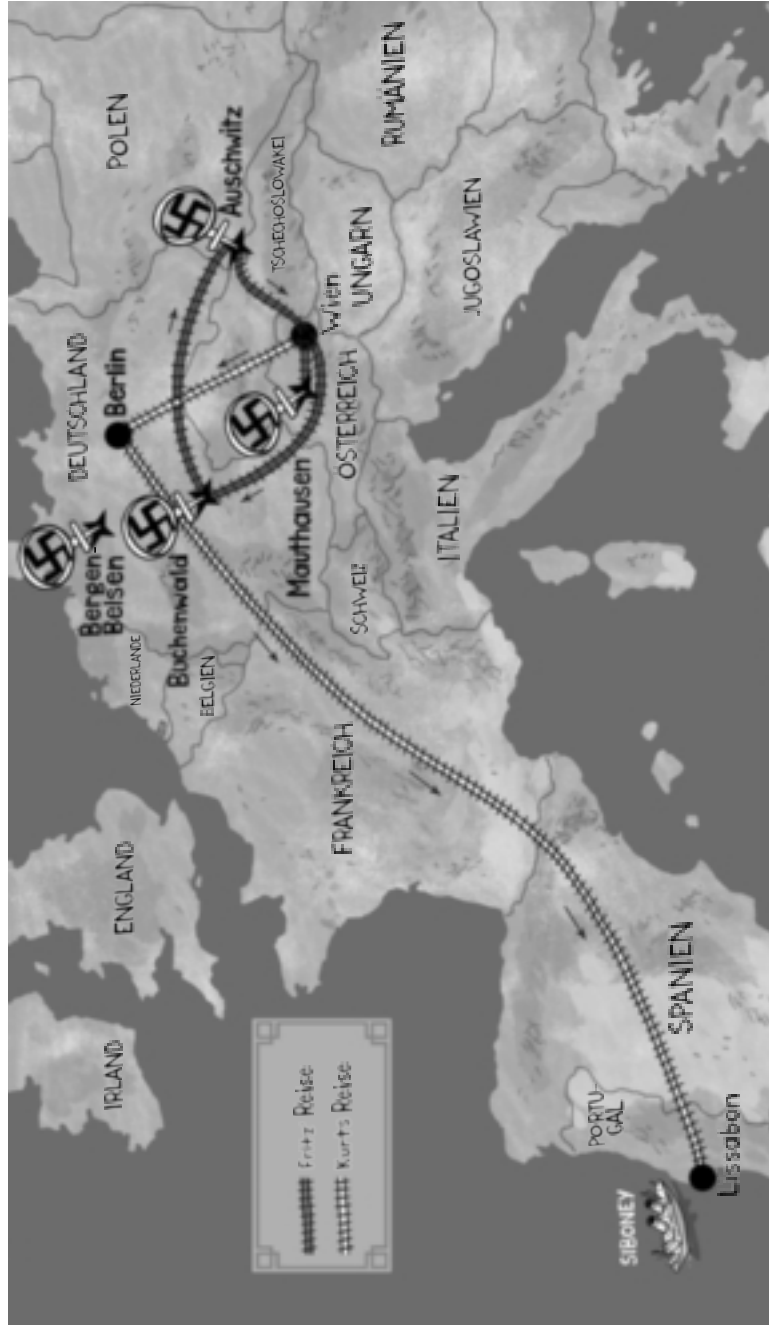
Edith,

Herta,

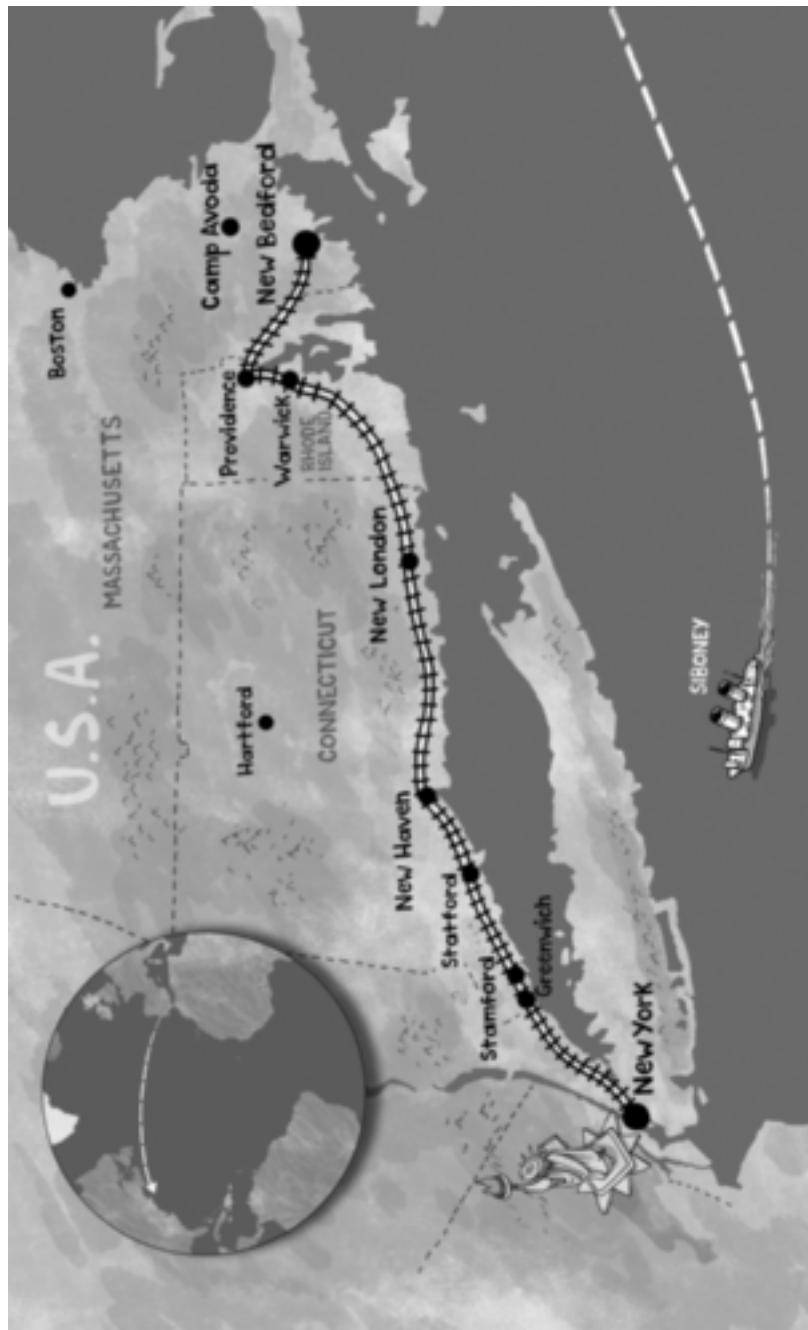
Fritz,

Kurt,

*und allen Opfern und Überlebenden der Verfolgung
durch die Nationalsozialisten gewidmet.*



Länder und Grenzen in Europa vor 1933



Inhalt

Einleitung	11
Sagt Ja!	17
Sabbat	27
Das Ungeheuer	45
Der Anschluss und die Ausgrenzung	61
Kristallnacht	78
Die Reise	99
Das kleine Lager	117
Der Steinbrecher	137
Leise Hoffnung	154
Der Weg ins Leben	168
Neue Welt	180
Glückskind	196
Die Endlösung	212
Let's all fight!	225
Eine Stadt, die Auschwitz heißt	231
Der Tag wird kommen, an dem wir frei sind	243
Weit weg von zu Hause	260
Der Widerstand	265
Ein zuverlässiger Freund	281

Für das Leben kämpfen	300
Ein verzweifelter Plan	319
Der Todesmarsch	335
Das Ende der Welt	352
Alle haben gekämpft	375
Die Rückkehr	380
 Was danach geschah	 391
Nachtrag	401
Zeittafel	403
Anmerkungen für Eltern, Erzieher und Lehrer	419

Einleitung

Die Geschichte in diesem Buch ist wahr. Ich muss das immer wieder sagen, denn manchmal könnte man meinen, sie sei erfunden. Die Menschen darin erleben so viele schockierende und unfassbare Dinge, dass es verzeihlich wäre, zu glauben, dass nichts davon wirklich passiert sein kann.

Ich kannte einen dieser Menschen. Kurt Kleinmann war acht Jahre alt, als diese Geschichte begann. Kurt und sein Bruder Fritz sahen schon als Kinder Dinge, die niemand jemals sehen müssen sollte. Kurts Mutter musste ihn ganz allein um die halbe Welt schicken, um ihn in Sicherheit zu bringen. Fritz war älter und hatte weniger Glück. Er wurde in ein furchtbares Lager geschickt, wo Tag für Tag Menschen getötet wurden.

Einige Mitglieder von Kurts Familie – darunter Fritz und sein Vater – haben in Büchern oder Tagebüchern darüber geschrieben, was passiert ist. Andere Menschen, die zur selben Zeit gelebt haben, haben auch darüber geschrieben, was damals los war. Außerdem gibt es offizielle Aufzeichnungen. Ich habe sie alle gründ-

lich studiert und kann euch versichern, dass diese Geschichte nicht erfunden ist, auch wenn sie manchmal unglaublich scheint. Ich wünsche mir oft, sie *wäre* erfunden, denn sie erzählt von so vielen entsetzlichen Dingen, die es eigentlich nicht geben darf. Aber sie erzählt auch von Mut und Liebe und von der Güte einiger Menschen.

Die in diesem Buch beschriebenen Ereignisse fanden während des Holocaust statt – eine schreckliche Zeit von 1933 bis 1945 in Deutschland und auch anderswo in Europa. Es begann damit, dass ein Mann namens Adolf Hitler in Deutschland Kanzler wurde. Hitler war der Anführer der Nazipartei. Die Nazis – oder auch Nationalsozialisten – tauchten kurz nach dem Ersten Weltkrieg auf, der 1918 geendet hatte. Deutschland und sein Verbündeter Österreich hatten diesen Krieg verloren, und in der Folge herrschten in Deutschland schreckliche Armut, Arbeitslosigkeit und Chaos. Hitler und seine Nazis gaben den Juden die Schuld daran – an der Niederlage ebenso wie am Chaos danach. Die Nazis waren fanatische Rassisten – sie verabscheuten jeden, der anders war als sie, und jüdische Menschen mochten sie am wenigsten.

Misstrauen und Hass gegenüber Juden nennt man Antisemitismus. Der war leider damals schon nicht neu, aber Hitler und seine Nazis hoben den Antisemitismus noch einmal auf eine ganz neue Ebene. In Hitlers Augen waren die Juden die Ursache für alles, was

falsch lief in Deutschland, auch dafür, dass man den Krieg verloren hatte. Er glaubte, dass jüdische Menschen enormen Einfluss in der Weltpolitik und in der Wirtschaft hatten, und dass sie diese Macht für üble Zwecke nutzten. Das stimmte überhaupt nicht, und außerdem war es unfair. Deutsche und österreichische Juden hatten mutig im Krieg gekämpft, und die Niederlage Deutschlands war ganz sicher nicht ihre Schuld. Aber es war einfach, das zu behaupten, also taten es die Nazis.

Bis 1933 hatten die Nazis so viele Anhänger gewonnen und so viele Menschen teilten ihre Ideen, dass es Hitler gelang, an die Macht zu kommen. Hitlers Partei – die »Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei« oder kurz NSDAP – hatte zwar keine absolute Mehrheit, aber mehr Sitze im Parlament als jede andere Partei. Nach den Wahlen traf Hitler eine Abmachung mit mächtigen Leuten in Wirtschaft und Politik und konnte so auch ohne absolute Mehrheit im Parlament Reichskanzler werden. Die mächtigen Leute glaubten, dass sie Hitler kontrollieren und dafür sorgen könnten, dass die Nazis keinen Schaden anrichten. Da lagen sie falsch. Die Nazipartei übernahm sehr bald alles, von den Schulen über die Polizei bis hin zur Armee. Sie schafften die Wahlen ab und verboten alle anderen Parteien. Adolf Hitler wurde nur noch »der Führer« genannt. Alle in Deutschland mussten ihm gehorchen und niemand durfte ihn kritisieren.

Die Nazis begannen sofort, Juden zu drangsaliieren. Sie nahmen ihnen ihre Arbeit und ihre Geschäfte weg, sie schlossen ihre Kinder von der Schule aus und versuchten, sie zu zwingen, Deutschland zu verlassen.

Wenn die Nazis Leute nicht mochten, sperrten sie sie in spezielle Lager, die Konzentrationslager genannt wurden. Zunächst betraf das ihre politischen Gegner und Menschen, die gegen die Nazis protestierten oder sich ihnen widersetzen. Doch schließlich begannen sie, auch Juden in diese Lager zu sperren – einfach nur, weil sie Juden waren.

Hitlerdeutschland marschierte in einige andere Länder ein, darunter das ehemals verbündete Österreich, die Tschechoslowakei und Polen, und 1939 begann der Zweite Weltkrieg. Nach Kriegsbeginn war es für jüdische Bürger praktisch unmöglich, Deutschland zu verlassen. Diese Menschen wurden in östliche Länder deportiert mit dem »Versprechen«, dort einen neuen Lebensraum zu finden. Tatsächlich kamen sie in Konzentrationslager, in denen der kleinste Teil von ihnen arbeiten musste, alle anderen wurden meist noch am Tag ihrer Ankunft ermordet. »Vernichtung durch Arbeit« war das Motto dieser Lager. Dieses unaussprechliche Verbrechen wird als *Holocaust* bezeichnet (ein altes Wort, das »völlige Verbrennung« bedeutet) oder als *Shoah* (hebräisch für »die Katastrophe«). Die Nazis selbst hatten einen anderen Namen dafür. Sie nannten es »die Endlösung der Judenfrage«.

Der Holocaust war erst beendet, als die Kriegsgegner von Nazideutschland – darunter Großbritannien, die USA und die Sowjetunion – 1945 den Krieg schließlich gewannen. Bis dahin waren sechs Millionen Juden ermordet worden, und Millionen andere von den Nazis gehasste oder gefürchtete Menschen, wie zum Beispiel Sinti und Roma, Polen, Russen, Homosexuelle, Transpersonen und Menschen mit Behinderungen.

Mein Freund Kurt hat einiges davon erlebt, bevor er fliehen konnte. Sein Bruder Fritz musste es ganz durchleben. Sie waren Kinder, als es begann, und es hat sie für immer verändert. Ihre Geschichte ist es, die dieses Buch erzählt. Sie beginnt 1938, in dem Jahr, als Hitler beschloss, in Kurts und Fritz' Heimat Österreich einzumarschieren.



All das ist lange her – damals waren eure Großeltern noch nicht einmal geboren, und deren Mütter und Väter, eure Urgroßeltern, waren noch Kinder, ungefähr in dem Alter, in dem ihr jetzt seid. Die

Welt war ein angsteinflößender Ort, voller Gefahren und Bedrohungen: Es gab Kriege und wütende Menschen, und viele Dinge änderten sich auf eine Weise, die niemand hatte vorhersehen können. Die Eltern machten sich Sorgen, wie sie ihre Kinder in so einer Welt beschützen konnten.

Ich erzähle die Geschichte einer Familie, die mehr Grund zur Sorge hatte als viele andere. Sie hieß Kleinmann. Gustav und seine Frau Tini hatten vier Kinder: zwei Mädchen und zwei Jungen – Edith und Herta, Fritz und Kurt. Sie lebten in Wien, der schönen alten Hauptstadt von Österreich.



Sagt Ja!

Kopfball!« Fritz sprang in die Luft und streckte sich nach dem Fußball, den sein Freund Leo geschossen hatte. Der Ball flog über seinen Kopf, knallte gegen einen Laternenpfahl und rollte auf die Straße. Fritz rannte ihm nach. Ein Fuhrwerk, das von einem riesigen struppigen Pferd gezogen wurde, donnerte auf ihn zu.

»Weg da!«, schrie der Fahrer, und Fritz machte einen Satz rückwärts.

Er hörte den Hufschlag und das Rattern der Räder, dann war das Gefährt vorüber. Das Pferd war auf den Ball getreten und hatte ihn platt gedrückt. Es war kein echter Fußball, nur ein Bündel Lumpen, zusammengerollt und fest verschnürt. Fritz und seine Freunde konnten sich keinen echten Lederfußball leisten. Fritz drückte und rollte das Bündel, bis es wieder rund war, dann kickte er den Lumpenball zu Leo zurück.

Fritz Kleinmann und Leo Meth wohnten nicht weit

voneinander entfernt. Fritz hatte viele Freunde – eine große Bande –, aber Leo war der, an den er sich sein ganzes Leben lang erinnern würde. Sie spielten nachmittags auf dem freien Platz am Karmelitermarkt, gleich gegenüber der Wohnung von Fritz' Familie. Nach der Schule waren die Marktstände schon geschlossen, dann hatten die Bauern ihre unverkauften Waren zusammengepackt und waren mit ihren Karren nach Hause geklappert.

Fritz und die anderen Kinder liefen zwischen den leeren Ständen herum und kickten sich gegenseitig den Ball zu. Nur Frau Capek, die Obstverkäuferin, war noch da. Sie packte immer erst zusammen, wenn es dunkel wurde. Im Sommer schenkte sie den Kindern Maiskolben. Die meisten Jungen und Mädchen, die sich hier herumtrieben, waren arm und nahmen jedes Essen an, das sie geschenkt bekamen. Manchmal waren es ein paar Scheiben Wurst vom Metzger, alte Brötchen vom Bäcker oder – und das war das Beste von allem – Cremeschnitten oder rosa Waffeln von der Konditorei in der Taborstraße. Die Wiener Torten waren die besten der Welt.

Leo kickte den Ball wieder hoch in die Luft, und zwei ihrer Freunde sprangen ihm nach, aber dieses Mal stoppte Fritz ihn mit dem Kopf. Er begann auf dem Kopfsteinpflaster über den Platz zu dribbeln. Gerade wollte er den Ball mit einem harten Schuss über den Stand von Frau Capek hinwegbefördern, als er

einen Polizisten auf sie zukommen sah. Das konnte Ärger geben, wenn er sie beim Fußballspielen erwischte. Ballspiele waren auf dem Marktplatz verboten, auch wenn es die einzige freie Fläche in der Nachbarschaft war.

Der Polizist warf den Jungen einen strengen Blick zu. Schnell wie der Blitz ließ Fritz den Ball unter dem Stand verschwinden und Frau Capek stülpte eine Kiste darüber. Sie legte den Zeigefinger auf den Mund. *Pssst*. Der Polizist sah die Jungen misstrauisch an, als er vorbeiging, aber die machten die unschuldigsten Gesichter der Welt. Dann war er weg.

Als Fritz den Ball wieder herausholte und sich bei Frau Capek bedankte, hörten sie in der Ferne einen Alarm. Tra-ra, tra-ra! Die Feuerwehr rückte aus!



Fritz und Leo hatten sofort denselben Gedanken. Ehe ihre Freunde begriffen, was los war, waren die beiden schon in Richtung des Lärms losgelaufen. Sie rannten bis zum Ende der Standreihe und bogen dann in die Leopoldsgasse ab.

»Fritz! Wart' auf mich! Fritz!«

Fritz drehte sich um und sah seinen kleinen Bruder Kurt. Kurt hatte keine Chance, sie einzuholen: Fritz und seine Freunde waren vierzehn Jahre alt, Kurt gerade eben acht. Er hatte eine eigene Bande gleichaltriger Kinder, aber oft schlossen sie sich den älteren Jungen an, die sie unter ihre Fittiche nahmen.

Fritz wartete ungeduldig. Als Kurt ihn endlich eingeholt hatte, waren Leo und die anderen schon fast außer Sichtweite.

»Mama sagt, du sollst heimkommen«, sagte Kurt.
»Es gibt Abendessen.«

Fritz wollte noch nicht nach Hause. Er wollte weiter, den Feuerwehrwagen sehen. Er stand am Gehsteigrand und überlegte, ob er die Straße überqueren und seinen Freunden hinterherlaufen sollte oder umkehren und mit Kurt heimgehen.

Auf der Straße war viel Verkehr, Lastwagen waren unterwegs und die schweren Karren der Kohlenhändler und Brauereien. Dann sah er, dass Herr Löwy, ihr Nachbar, auf der gegenüberliegenden Seite stand und die Fahrbahn überqueren wollte. Herr Löwy hatte als Soldat im Krieg sein Augenlicht verloren. Nun stand er

am Bordstein, horchte auf den donnernden Verkehr und tastete mit seinem Gehstock über den Boden.

Fritz schlängelte sich zwischen den Fahrzeugen durch auf die andere Straßenseite und nahm Herrn Löwy bei der Hand.

»Ich bin's, der Fritz«, sagte er. »Ich helf Ihnen.«

»Der Junge von Gustav?«, fragte der alte Mann.
»Wie geht es deinem Vater?«

»Es geht ihm gut, danke, Herr Löwy. Da ist eine Lücke! Beeilen Sie sich.«

Fritz führte Herrn Löwy über die Straße, und dieser setzte seinen Weg fort, mit dem Gehstock über die Pflastersteine tastend.

Als Fritz zu Kurt zurückkehrte, starrte dieser auf den Boden. »Was ist das?«, fragte er und zeigte auf das Pflaster.

Fritz schaute hinunter und sah, dass jemand auf jede freie Stelle Parolen gepinselt hatte – auf den Gehweg, die Straße, sogar an die Hauswände. Überall stand in weißer Farbe derselbe Aufruf:

SAGT JA!
JA FÜR ÖSTERREICH!
JA ZUR FREIHEIT!

Fritz wusste, was es damit auf sich hatte. Diese Parolen waren einer Gründe, warum sich ihre Mutter in letzter Zeit solche Sorgen machte, wenn sie noch nach Ein-

bruch der Dunkelheit draußen spielten. Sie warben für die große Abstimmung, die in ein paar Tagen stattfinden sollte.

»Es geht um Hitler«, sagte Fritz. »Wir werden ihm zeigen, wer hier das Sagen hat.«

Den Namen Hitler hatte Kurt schon gehört. Auch wenn er nicht wirklich verstand, wer Hitler war, wusste er, er war gefährlich. Ein kalter Schauer rieselte ihm den Rücken hinunter.

Fritz wiederum wusste, dass von allen Gefahren auf der Welt Adolf Hitler die schlimmste war. Österreich war das Nachbarland von Deutschland, wo Menschen an die Macht gekommen waren, die sich Nationalsozialisten, oder kurz »Nazis«, nannten. Adolf Hitler war ihr Anführer.

Die Nazis waren sehr wütend und wollten alles und jeden kontrollieren. Hitler und sein Gefolge trugen Uniformen wie Soldaten. Sie liebten den Krieg und hassten alle Menschen, die anders waren als sie selbst: Fremde, Menschen mit anderer Hautfarbe, fahrende Völker, homosexuelle Menschen, alle, die andere Vorstellungen davon hatten, wie eine Gesellschaft funktionieren sollte, und überhaupt alle, die sie nicht für »wahre Deutsche« hielten. Weil die Nazis in Deutschland regierten, entschieden *sie*, wer kein »wahrer Deutscher« war. Und das war im Grunde jeder, den sie nicht mochten. Das ergab zwar keinen Sinn, aber das war den Nazis egal. Deutschland sollte groß und mächtig

sein, und sie wollten, dass es wie in alten Zeiten war – das heißt so, wie sie sich diese alten Zeiten vorstellten. Sogar moderne Künstler, die in neuen Stilrichtungen malten, wurden »entartet« genannt, und ihre Werke wurden verboten.

Vor allem aber hassten die Nazis jüdische Menschen. Juden gibt es bereits seit vielen Tausend Jahren, und ihre Religion hat einige Ähnlichkeiten mit dem christlichen Glauben. Aber ihre Vorstellungen von Gott unterscheiden sich von denen der Christen, und sie haben ihre eigenen Traditionen und Feiertage. Viele Menschen misstrauen jedem, der anders ist als sie selbst, und die Nazis waren besonders misstrauisch gegenüber allem, was anders war. Sie hielten jeden, der nach ihrer eigenen Definition kein »echter Deutscher« war, für eine Gefahr für die gesamte Gesellschaft in Deutschland. Und was jüdische Menschen betraf: Die Nazis glaubten – ohne jede Begründung –, dass sie die Ursache allen Übels auf der Welt waren.

Adolf Hitler reichte es nicht, in Deutschland zu regieren. Er wollte auch in Österreich an die Macht. Österreicher sprechen deutsch, die beiden Länder haben viel gemeinsam, und Hitler war in Österreich geboren worden – also fand er, dass ihm das Land ebenfalls zustehe. Er hatte den Anschluss an das Deutsche Reich gefordert, aber der österreichische Bundeskanzler Kurt Schuschnigg lehnte das ab. Am kommenden Sonntag sollte eine große Abstimmung stattfinden, die

beweisen sollte, dass das österreichische Volk unabhängig bleiben wollte. Darum ging es in den Parolen auf dem Bürgersteig – *Ja zu Österreich! Ja zur Freiheit!* Hitler war darüber sehr wütend. So wütend, dass er vielleicht sogar seine Soldaten zur Eroberung Österreichs schicken würde.

In der Gegend rund um den Karmelitermarkt lebten Hunderte jüdische Familien, darunter auch Fritz und Kurt und ihre Familie, die Kleinmanns. Der Gedanke, dass die deutschen Nationalsozialisten an die Macht kommen könnten, jagte der jüdischen Bevölkerung große Angst ein.

Noch beängstigender war, dass es auch in Wien Menschen gab, die die Nationalsozialisten mochten und wollten, dass Hitler hierherkam.

Fritz und Kurt drehten sich um und wollten nach Hause gehen.

»He, Fritz!«

Das war Leo, und bei ihm war Hans, ein gemeinsamer Freund. Leo hielt ein süßes Sahneteilchen in der Hand und beide Jungen hatten einen verschmierten Mund.

»Der Bäcker Anker hat uns Kuchen geschenkt!«, sagte Leo. »Ich habe dir einen aufgehoben. Aber die Feuerwehr haben wir aus den Augen verloren.«

Das Sahneteilchen hatte schon bessere Zeiten gesehen und war ein bisschen zerdrückt, aber immer noch lecker. Fritz brach es in der Mitte auseinander

und teilte es mit Kurt, während sie zu viert nach Hause liefen.

»Glaubst du, dass Hitler kommt?«, fragte Fritz.

»Nach Wien?«, antwortete Leo. »Keine Ahnung.«
Leo war auch Jude, wie viele ihrer Freunde.

»Ich glaub schon«, sagte Hans. »Das würde zu ihm passen.«

Hans war zum Teil jüdisch und wusste, wovon er sprach. Seine Familie war vor ein paar Jahren aus Deutschland nach Wien gezogen, nachdem sein Vater Schwierigkeiten bekommen hatte, weil er gegen die Nazis protestiert hatte. Hans' Vater war Friseur, und er erzählte allen Männern der Nachbarschaft, die sich bei ihm die Haare schneiden ließen, von den schrecklichen Dingen, die man den Juden in Berlin angetan hatte.

»Ja, Hitler wird kommen«, wiederholte Hans und leckte sich die Sahne von den Fingern.

»Aber nicht heute!«, sagte Leo und stupste Fritz freundschaftlich an.

Leo hatte recht. Heute war ein guter Tag gewesen. Fritz nahm die Hand seines Bruders, sie war klebrig vom Zuckerguss. Sie gingen über die Straße zum Wohnhaus, in dem sie lebten. Hans und Leo rannten in der anderen Richtung über den Karmelitermarkt nach Hause.

»Wird Hitler wirklich kommen?«, fragte Kurt ängstlich. Fritz war sein Held, er war älter und klüger. Kurt vertraute niemandem mehr als seinem Bruder.

Fritz antwortete nicht sofort. Er wusste es selbst nicht und er wollte auch gar nicht darüber nachdenken.

»Vielleicht«, gab er zurück. »Vielleicht auch nicht.«

Er strubbelte Kurt durch die Haare und schmierte ihm dabei etwas Sahne hinein.

»Es ist, wie Leo es gesagt hat: heute nicht! Und jetzt machen wir uns ein bisschen sauber. Mama wird ärgerlich, wenn sie mitkriegt, dass wir vor dem Abendessen Kuchen gegessen haben.«



Sabbat

Als Fritz am nächsten Nachmittag die Schule verließ, ereignete sich etwas Seltsames.

Fritz war Schüler an der Gewerbeschule, an der Jungen Handwerksberufe wie Klempner oder Schreiner erlernten (Mädchen war das zu dieser Zeit noch nicht erlaubt). Er machte eine Ausbildung zum Polsterer – er lernte, die weichen Bezüge für Sessel und Sofas herzustellen. Sein Vater war Polsterer und Fritz wollte so sein wie er.

Heute war Freitag und sein Kopf war voller Pläne für das Wochenende. Als er vor die Tür trat, fiel ein Schneesturm aus flatterndem Weiß vom Himmel, wirbelte im lärmenden Verkehr der Straße und blieb in den Bäumen hängen. Das war kein Schnee, das war Papier!

Fritz schaute nach oben und sah, wie ein Flugzeug zahllose Flugblätter abwarf, die sich tanzend über die Straßen und Dächer verteilten.

Volk von Österreich

Zum erstmalig in der Geschichte
unseres Vaterlandes verleihe die
Führung des Staates ein solches
Bekenntnis zur Heimat
Sonntag, der 13. März 1938
ist der Tag der Volksbefragung

Stimme mit Ja!

Stimmzettel

Volk von Österreich

Zum erstmalig in der Geschichte
unseres Vaterlandes verleihe die
Führung des Staates ein solches
Bekenntnis zur Heimat
Sonntag, der 13. März 1938
ist der Tag der Volksbefragung

Stimme mit Ja!



Er bückte sich und hob eines auf. Auf dem Flugblatt waren dieselben Parolen abgedruckt, die auch auf alle Gehsteige in der Nähe ihrer Wohnung gemalt worden waren: »VOLK VON ÖSTERREICH!«, begann der Aufruf für ein freies und unabhängiges Österreich, das sich nicht von Deutschland herumschubsen ließ. Er endete mit: »... stimme mit JA für Österreich!« Unterscriben war er mit »Schuschnigg«, dem Namen des Bundeskanzlers.

Schon in zwei Tagen würden die Erwachsenen zur Abstimmung gehen. Die meisten Wiener unterstützten Kurt Schuschnigg, aber es gab auch Anhänger der Nazis, die wollten, dass Hitler die Macht übernahm und Österreich Teil des Deutschen Reichs wurde.

Motorenlärm näherte sich, und ein langer Konvoi von Militärfahrzeugen, voll besetzt mit Soldaten, donnerte an Fritz vorbei. Er nahm an, dass sie auf dem Weg zur Grenze waren, um sie vor den Deutschen zu schützen. Mit einem Mal hatte er doch etwas Angst. Die Vorstellung, dass Hitler kam, schien plötzlich ein kleines bisschen weniger weit weg.

Der Heimweg durch das Stadtzentrum bis auf die andere Seite des Donaukanals war weit. Als Fritz den Karmelitermarkt erreichte, begannen die Händler gerade, ihre Stände zu schließen. Aber heute würden sie nicht Fußball spielen. Für den heutigen Abend hatte Fritz andere Pläne.

Seine Mutter kam ihm mit vollen Einkaufstaschen

vom Markt entgegen. Sie sah ihn und rief: »Fritz, hilf mir tragen!« Fritz nahm die schwerste Tasche und roch das Mehl, das frische Brot und den Kohl. Mama wirkte besorgt. Ihre Lippen waren zu einer dünnen Linie zusammengepresst und rund um ihre dunklen, hübschen Augen sah er Sorgenfalten. In letzter Zeit sah sie oft so aus. Sie machte sich Sorgen wegen allem und Fritz machte sich Sorgen um sie.

Der Markt und die Straße waren übersät mit den Flugblättern an das »Volk von Österreich«. Als Fritz und seine Mutter darauf warteten, die Straße überqueren zu können, näherte sich eine Lastwagenkolonne. Auf den Ladeflächen saßen Jungen und Mädchen der Österreichischen Jugendbewegung (so etwas wie die Pfadfinder heute). Sie sangen die Nationalhymne und warfen noch mehr Flugblätter. Ein paar von ihnen schrien: »Sagt Ja!«, und: »Stimmt mit Ja für Österreich!«

Die Menschen jubelten ihnen zu, schwenkten die Hüte, stimmten in den Gesang ein und riefen: »Österreich! Österreich!«

Mama lächelte und die Linien um ihre Augen verschwanden. Aber Fritz fiel auf, dass nicht alle Menschen jubelten. Eine kleine Gruppe von älteren Jungen und Männern stand an der Straßenecke, blickte finster drein und tuschelte. *Nazis*, dachte Fritz, als er die Straße überquerte. Die österreichische Nazipartei war zwar offiziell verboten, hatte aber viele heimliche Mitglieder.

Fritz rannte die Stufen zum zweiten Stock hinauf. Als er in die Wohnung kam, war Kurt schon zu Hause – seine Grundschule war nur wenige Straßen entfernt. Er saß mit seiner großen Schwester Edith am Klavier und sie brachte ihm das fröhliche Kinderlied »Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald« bei.

Die Wohnung war winzig, sie hatte nur zwei Räume – eine Küche und ein Schlafzimmer. (Sie hatten sehr wenig Geld und konnten sich nichts Größeres leisten.) Die Küche war zugleich das Wohnzimmer und sie alle teilten sich das Schlafzimmer. Es gab drei Betten und ein Sofa und auf ihnen schlief die Familie. Alle sechs. Dazu gehörten Mama und Papa, die Tini und Gustav hießen. Kurt, der Jüngste, schlief in Mamas Bett und Fritz und Papa teilten sich das zweite Bett. Und dann waren da noch ihre beiden Schwestern: Die achtzehnjährige Edith hatte ein eigenes kleines Bett, und Herta, die fünfzehn Jahre alt war, schlief auf dem Sofa. Das Bad und die Toilette teilten sie sich mit den Familien aus den anderen Wohnungen des Stockwerks. Es war sehr beengt, aber zum Glück hatten sie ein gutes Verhältnis zu ihren Nachbarn.

Mama holte Fritz ein und sie stellten die vollen Taschen auf dem alten, abgenutzten Küchentisch ab.

»Lauf zu Papa runter und sag ihm, in einer Stunde ist das Abendessen fertig.«

Fritz rannte zur Tür.

»Und erinnere ihn daran, dass heute Sabbat ist!«

»Mach ich!«

Der Sabbat* ist ein heiliger Wochentag für die Juden, wie der Sonntag für die Christen. Er beginnt am Freitagabend bei Sonnenuntergang und dauert bis zum Sonnenuntergang am Samstag. Für viele Juden ist der Sabbat eine Zeit des Gebets, in der spezielle Kerzen angezündet werden. Diejenigen, die ihren Traditionen streng folgen, gehen am Sabbat keiner Arbeit nach. Zur Arbeit gehört auch alles, was ihr irgendwie ähnelt, wie zum Beispiel Autofahren. Die Familie von Fritz war überhaupt nicht streng. Für sie war es einfach eine Zeit, in der sie zusammen waren, und am Abend gab es ein traditionelles Sabbatessen.

Die Werkstatt von Fritz' Papa war im Erdgeschoss des Wohnhauses. Auf dem Türschild stand:

GUSTAV KLEINMANN, POLSTEREI

MEISTERBETRIEB

Moderne Möbel – Reparaturen aller Art

Als Fritz eintrat, arbeitete Papa gerade konzentriert an den Bezügen eines Polstersessels.

Der rohe Sessel stand auf dem Boden – das nackte Holz, die Sprungfedern und die Polsterung aus Pferde-

* Manche nennen ihn Sabbat oder auch Schabbat, andere Schabbes. Beide Bezeichnungen bedeuten dasselbe. Sabbat kommt aus dem Hebräischen (der alten Sprache der Juden) und Schabbes ist Jiddisch (eine Sprache, die sich aus dem Mittelhochdeutschen entwickelt hat).

haar. Papa bereitete ihn vor, während seine Mitarbeiterin Mitzi Steindl den Bezug nähte. Die Nähmaschine surrte und stichelte durch den dicken Stoff mit Federmuster. Papa konnte sich eigentlich keine Mitarbeiterin leisten, aber Mitzis Mann war arbeitslos. Papa beschäftigte sie, weil er ihr damit helfen konnte, ihre Miete zu bezahlen. So war Gustav Kleinmann – immer bereit, einen Freund oder Nachbarn zu unterstützen.

»Grüß dich, Fritz«, sagte Mitzi lächelnd. »Hattest du einen schönen Tag in der Schule?«

»Grüß Gott, Frau Steindl. Ja, danke.«

»Nicht mehr lange, und dann wirst du das Geschäft übernehmen!« Mitzi drückte auf das Pedal und die Maschine surrte weiter.

»Mama lässt ausrichten, dass das Essen in einer Stunde fertig ist, Papa«, sagte Fritz. »Und ich soll dir sagen ...«

»Ja, ja, ich weiß. Heute ist Sabbat«, entgegnete Papa. »Fritz, mein Bub, hilf mir bitte mal. Zeig mir, was sie dir in der Schule beibringen.«

Mitzi war mit dem Nähen fertig. Gemeinsam zogen Fritz und Papa den Bezug über den Sessel. Fritz beobachtete seinen Vater aufmerksam bei der Arbeit, er bewunderte seine handwerklichen Fähigkeiten.

Papa war ein ruhiger Mann. Nie brüllte er die Kinder an, er hatte immer ein Lächeln für jedermann und schien sich nicht viele Sorgen zu machen. Im Krieg hatte er gegen Russland gekämpft, viele Jahre bevor

Fritz geboren worden war. Er wirkte überhaupt nicht wie ein Soldat, aber er war mit Orden ausgezeichnet worden, die es bewiesen. Alle jungen Männer sahen zu ihm auf, und Fritz war stolz darauf, sein Sohn zu sein.

Fritz hielt den Stoff in Position und Papa schlug die Polsternägel ein. Er arbeitete schnell, der kleine Hammer flog und klackerte, tock-tock-tock.

Als sie den Sessel bezogen hatten und, nachdem sie Mitzi eine Gute Nacht gewünscht hatten, nach oben in die Wohnung kamen, waren die Vorbereitungen für das Abendessen in vollem Gange. Kurt stand auf einem Stuhl am Tisch und half Mama beim Kochen.



Edith las und Herta – die gutherzige Herta, nach Fritz' und Kurts Meinung die Schönheit der Familie – flickte den Saum eines Kleides. Im Radio spielte leise Musik.

Kurt liebte den Sabbatabend. Er genoss es, Mama beim Kochen zu helfen. Manchmal gab es Wiener Schnitzel. Dann klopfte Mama das Fleisch, bis es zart wie Samt war, und Kurt legte es erst in Mehl, dann in verquirltes Ei und schließlich in Semmelbrösel. Zuletzt briet Mama die Schnitzel in der Pfanne. Heute aber gab es Hühnersuppe mit Nudeln. Kurts Aufgabe war es, den Nudelteig so dünn wie Pfannkuchen auszurollen, dann schnitt Mama ihn in Streifen und legte diese in den Topf.

Papa zog die Schuhe aus, setzte sich in seinen Lehnstuhl, schlug die Tageszeitung auf und verschwand dahinter. Er murmelte vor sich hin, dass keine »g'scheiten« Nachrichten drinstünden. Er hatte Gerüchte über Kämpfe an der Grenze zu Deutschland und über Nazi-aufmärsche in einigen österreichischen Städten gehört. Manche glaubten, dass sich die Wiener Polizei auf die Seite der Nationalsozialisten schlagen würde, sollten sie in der Stadt an Macht gewinnen. Nichts davon stand in der Zeitung.

Als das Abendessen fertig war, setzte sich die ganze Familie an den Tisch. Das war ein schöner Moment und Kurt würde sich sein Leben lang an diese Abendessen erinnern. Doch er aß hastig, denn der zweite Grund, warum er den Sabbat liebte, folgte *nach* dem

Abendessen: dann würde er im Chor des Stadttempels, der Wiener Hauptsynagoge*, singen.

»Schling die Suppe nicht so hinunter«, mahnte Mama. »Du kriegst Bauchweh.«

»Tut mir leid«, sagte er und versuchte, langsamer zu essen.

»Keine Sorge, Kurtl, wir kommen schon nicht zu spät«, sagte Fritz. Ihm fiel es zu, den Bruder an den Chorabenden zu begleiten und ihn sicher wieder nach Hause zu bringen.

Gleich darauf löffelte Kurt seine Suppe wieder so schnell wie vorher.

Papa schmunzelte. »Einen *Spitzbub* kannst du nicht ändern«, sagte er und zwinkerte Kurt zu. »Stimmt's?«

So nannten sie ihn immer: *Spitzbub*, also Schlawiner oder Schlitzohr.

Kurt aß die letzten Reste seiner Suppe auf und ließ seinen Löffel scheppernd in die Schale fallen. Seine Mama murmelte missbilligend, aber Papa lächelte nur.

Bis Fritz mit dem Essen fertig war, stand Kurt bereits ungeduldig in Mantel und Schuhen an der Tür. »Ich gehe zu Herrn und Frau Neuberger«, sagte er. »Ich hab ihre Lampen vergessen. Bin gleich wieder da!«

* Eine Synagoge (manchmal auch Tempel oder – auf Jiddisch – Schul genannt) ist ein jüdischer Ort des Gebets, wie eine Kirche für Christen oder eine Moschee für Moslems.

Er lief durch das Treppenhaus und klopfte an der Tür mit der Nummer 15. Ein älterer Herr mit langem grauen Bart und einer Brille öffnete.

»Du bist spät dran, junger Mann«, sagte er und sah Kurt an.

»Tut mir leid, Herr Neuberger. Bin auf dem Weg zum Chor.«

In der Wohnung war es dunkel. Herr und Frau Neuberger waren orthodoxe Juden und hielten die Sabbatregeln *sehr* strikt ein. Die erlaubten es ihnen nicht einmal, solche alltäglichen Dinge zu tun wie das Licht einzuschalten. Es war Kurts Aufgabe, bei ihnen zu klingeln und das für sie zu erledigen.

»Danke dir, mein Junge«, sagte Frau Neuberger lächelnd. Sie hielt Kurt ganz und gar nicht für einen *Spitzbub*.

»Gerne!«

Als die Wohnung der Neubergers hell erleuchtet war, ging Kurt zurück in den Hausflur. Fritz trat gerade aus der Wohnungstür und zog sich, mit einem Brotkanten im Mund, seine Jacke an.

Mit vollem Mund murmelte er: »Dann komm pfschommm.« Er schlug die Tür hinter sich zu und gemeinsam eilten die beiden die Treppe hinunter.

Draußen war es schon dunkel, trotzdem waren viele Menschen unterwegs. Wien war auch abends eine lebendige Stadt, mit hell erleuchteten Cafés, Bars und Restaurants. Als sie die Donaukanalbrücke überquer-

ten und sich dem Stadtzentrum näherten, wurden die Straßen noch heller und voller.

Sie wollten zum Stadttempel, einer der wichtigsten Synagogen in Wien.

Kurt war stolz darauf, zu ihrem Chor zu gehören. Er liebte die Lieder und den Lobgesang, und er freute sich über das Taschengeld und die Schokoriegel, die die Chorjungen als Belohnung bekamen. Im Sommer fuhren sie zu Chorferien aufs Land. (Nicht ans Meer, weil Österreich keine Küste hat. Kurt hatte das Meer bisher nur auf Bildern gesehen.)

»Hallo! Wo bleibt ihr so lange?«, fragte Leo, der an der Ecke bei der Brücke auf Fritz wartete.

Fritz gab Kurt einen freundlichen Knuff. »Von hier aus kennst du den Weg eh, oder?«

»Sowieso«, antwortete Kurt. »Nur um die Ecke.«

»Leo und ich sind dann weg, wir spielen Billard. Bis später.«

In der Nähe des Stadttempels gab es ein Lokal, das Fritz meist besuchte, wenn Kurt beim Gottesdienst war. Er war eigentlich nicht alt genug, aber sein Bruder verpetzte ihn nie bei den Eltern. Kurt lief allein durch die mit Kopfstein gepflasterte Gasse, die zur Synagoge führte.

An diesem Abend war es voll. Der Stadttempel war wunderschön: Ein runder Raum mit Balkonen, die von weißen Säulen mit goldenen Verzierungen getragen wurden. Kurt schaute vom obersten Balkon, auf

dem der Chor sang, auf die dicht besetzten Bänke hinunter. Es war so voll, dass die Leute Schulter an Schulter in den Gängen standen. Die Wiener Juden hatten Angst vor Hitlers Drohungen, und viele waren gekommen, um zu beten und Trost zu finden. Die erhebende Musik beruhigte Kurt und die vertrauten Gesänge des Gottesdienstes hüllten ihn ein wie eine warme Decke.

Am Ende des Gebets hielt Dr. Lehmann, der Schriftgelehrte* der Synagoge, eine mitreißende Rede.

Er lobte den österreichischen Bundeskanzler Kurt Schuschnigg für seinen Widerstand gegen Hitler und schloss mit dem vertrauten kämpferischen Aufruf: »Wir sagen Ja! Ja zu Österreich!«

Alles würde gut werden, dachte Kurt. Die Österreicher würden mit JA stimmen und sie würden alle frei bleiben. Hitler würde nicht die Macht übernehmen.

Er war überrascht, als Fritz und Leo nach dem Gottesdienst in der Gasse vor der Synagoge auf ihn warteten. Meist war es umgekehrt, und Kurt musste auf Fritz warten, der so vertieft ins Billardspiel war, dass er die Zeit vergaß. Fritz und Leo wirkten besorgt, und Kurt spürte, wie sein Herz sofort schneller schlug.

»Komm schon, mach schnell!«, sagte Fritz. Er nahm Kurt bei der Hand und eilte die Gasse hinunter.

* Der Schriftgelehrte einer Synagoge ist ein Experte für jüdische Religion, Geschichte und Kultur, und er hilft den Leuten, all das zu verstehen. Den Priester, der den Gottesdienst leitet, nennt man Rabbiner.